

Nr. 128. **Bromberg, den 20. Juni** **1928.**

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

VI.

Als Erla von einem Autoausflug zurückkehrte, der sie längs der Küste bis nach Savona geführt hatte, fand sie im Hotel einen Brief ihrer Mutter vor. Unruhe und Spannung erfüllten sie, denn sie hatte auf diese Nachricht aus Berlin seit fast einer Woche gewartet.

Frau Marguery schrieb niemals lange Briefe, und auch dieser war nur kurz. Besondere Umstände, schrieb sie, ließen es leider nicht zu, nach San Remo zurückzukehren. Und da es ihr — Erla — nun wahrscheinlich auch nicht mehr länger im Süden gefallen werde, lege sie ihr nahe, an einen baldigen Aufbruch zu denken. Auch Berlin rüste sich ja nun allmählich für den Frühling, und Erla werde die Sonne in Deutschland nicht mehr zu vermissen brauchen. Die Sträucher in den Gärten ließen, wenn man genau hinsähe, schon ihre Knospen ahnen. „Grüße Jörgen herzlichst, und empfiehl mich auch Lord Bentick, den Du vor Deiner Abreise unbedingt noch einmal in seiner Rosenklause an der „Regina Margherita“ aufsuchen mußt. Du weißt, wie lieb Dich der alte Herr hat. Ich umarme Dich, liebe Erla, und küsse Dich vielmals.“

Erla faltete das Schreiben langsam und nachdenklich zusammen. Sie blieb am Fenster stehen und sann dem geheimen Sinn des Briefes nach. Die Mutter hatte kein einziges verfängliches Wort geschrieben, nichts, was zur Beunruhigung Anlaß geben konnte; Erla hörte aber dennoch zwischen den Zeilen eine sorgsam verheimlichte Beklommenheit heraus, die Gefahr verkündete. Welche Gefahr? Irgendetwas mußte in Berlin geschehen sein.

Während sie sich für den Abend umkleidete, überlegte sie, daß sie morgen auf keinen Fall reisen konnte. Für den Nachmittag des kommenden Tages hatte sich Herr Paquin angesagt, um ihr die neu angefertigte Nachbildung des Halsschmuckes samt der alten zu überbringen, die als Muster gedient hatte. Und wahrscheinlich würde er ferner mitzuteilen haben, daß sich von John Harrick aus Miami noch immer keine Spur gefunden habe und die Angelegenheit also hoffnungsloser als je zuvor stünde. Trotz dieser Voraussicht erwartete sie noch immer eine günstige Wendung. Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung waren noch nie ihre Sache gewesen. Sie würde ihrer Mutter einstweilen den falschen Schmuck aushändigen und diesen später mit dem echten vertauschen, wenn sich der „Blue Star“ wieder eingefunden hatte.

Als Fehr in ihr Zimmer trat, um sie zum Essen abzuholen, zeigte sie ihm den Brief aus Berlin. Er las ihn und seine Miene verriet nicht, ob er Erlas heimliche Sorgen teilte. Auch als er ihr den Brief zurückgab, sprach er kein Wort.

„Was hältst du davon, Jörn?“

Er zuckte die Achseln. „Nichts. Papa hat sich eben anders besonnen.“

„Aber irgend etwas muß doch geschehen sein?“

Fehr war durchaus ihrer Meinung, aber er sprach seine Meinung nicht aus. Rickenbach hatte ihn in den letzten Monaten in alle Geschäfte eingeweiht, und Fehr wußte also auch von dem Geschäft mit Goodefree, das jetzt vielleicht eine ungünstige Wendung genommen hatte. Er war überzeugt, daß über den Ölfeldern von La Porida und Salado bedrohliches Gewölk stand.

Ich muß die Augen offen halten! sagte er sich. Ich muß genau achtgeben, zu welchem Ergebnis dieses mexikanische Geschäft führt.

„Wann gedenkst du zu reisen, Erla?“

„Übermorgen, wenn es dir recht ist?“

Er sah ein wenig verlegen aus, denn Renée Torquette würde gewiß spöttisch den Mund verziehen, wenn sie von dieser überraschenden Abreise erfuhr. Aber er sagte dennoch: „Gut, setzen wir also einstweilen übermorgen fest. Wir werden morgen unsere Koffer packen und auf die Fahrt nach St. Honorat verzichten. Schade! — Was wird mit dem „Blue Star“? Wir nehmen ihn doch mit?“

Fehr wußte nichts von dem Diebstahl. In Erlas tief gebräuntes Gesicht stieg die Röte. Sie wandte sich halb zur Seite, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Selbstverständlich nehmen wir ihn mit.“

Fehr seufzte auf. „Schön, also übermorgen!“

Das Essen nahmen sie gemeinsam mit Mary Grontick und dem jungen Viscount Galverstone ein, der auf seiner Urlaubsreise von Indien nach England in San Remo etliche Rasttage verbrachte.

Renée Torquette saß ihnen in Gesellschaft eines noch jungen aber unwahrscheinlich dicken Menschen schräg gegenüber an einem kleinen, verschwenderisch gedeckten Tisch. Der Dicke trank erstaunliche Mengen Wein, und sein Gesicht färbte sich immer purpurner. Das Lachen der kleinen Renée, ihr perlendes helles Lachen nahm kein Ende. Fehr blickte verstohlen zu ihr hinüber. Und das heiße Verlangen, diese Frau zu besitzen, fand ihn ganz wehrlos.

Renée schenkte ihm keinen Blick, sie schien sich mit dem Dicken köstlich zu unterhalten. Erst, als sie an dessen Arm aufbrach und in den Grünen Saal hinüberging, wo getanzt wurde, nickte sie ihm flüchtig zu. In ihrem Blick schienen Mitleid und Spott zu liegen.

Fehr sah ihr lange und ganz gedankenlos nach. Erla betrachtete ihn forschend. Sie dachte an den Tag, da sie ihn kennengelernt und sich in ihn verliebt hatte wie ein Backfisch, ohne daß sie eigentlich zu sagen gewußt hätte, woher ihr diese plötzliche Neigung gekommen war. Wer und was war denn Jörgen von Fehr? Er war — Erla mußte sich das eingestehen — eigentlich nichts. Als deutscher Offizier war er vor Reims von einem Granatsplitter verwundet worden. Sie wußte von seinen ehemaligen Kameraden, daß er ein tüchtiger Soldat gewesen war, dem ein leichtsinniges Draufgängertum den Anschein von Unerschrockenheit und Mut gegeben hatte. Nach dem Kriege war er verabschiedet worden und einige Jahre in Amerika gewesen, wo sein einziger Bruder eine Sportswerft besaß. Von einer abenteuerlichen Laune war er dann bis in die entlegensten Schlupfwinkel der Südsee verschlagen worden.

Fehr hatte hunderterlei Begabungen. Es gab nichts, was er nicht mehr oder minder gut konnte. Er war ein ausgezeichneter Golf- und Tennisspieler, er hatte Preise für seine Eislaufkunst erhalten und konnte hübsch und anschaulich von seinen Reisen erzählen. Den Erziehungsversuchen Erlas begegnete er mit einem halb verlegenen, halb hochmütigen Lächeln, das sie jedesmal von neuem entrüstete. Sie zweifelte nicht an ihrer Liebe zu ihm, aber sie wünschte ihm von Herzen, daß er einmal in Not kommen und ernsthaftes Arbeiten kennenlernen möchte. —

Es war lange nach Mitternacht, als Fehr doch noch Gelegenheit fand, Renée Torquette von seiner bevorstehenden

Abreise Mitteilung zu machen. Während Erla mit dem Viscount Galverstone tanzte, ging er durch eine der hohen Flügeltüren des Grünen Saales hinaus auf die Terrasse. Er zündete sich eine Zigarette an und schritt ein paar Mal tief atmend längs der steinernen Brüstung auf und ab.

Als Fehr zum dritten- oder viertenmal am äußersten Ende der Terrasse kehrt machte, stand René plötzlich vor ihm. Er erschrak, denn er hatte ihre Schritte nicht gehört und vermutete sie schon längst in ihrem Zimmer. Um ihre Schultern lag ein weißer Schal, der wie Silber glitzerte. Fehr machte eine kleine Verbeugung und warf die Zigarette über die Brüstung in den Park hinab.

„Wie verwunderlich, daß ich Sie hier treffe, lieber Freund!“ spottete Renée und belustigte sich augenscheinlich über sein unruhiges Gesicht. „Seit wann lieben Sie Empfindsamkeiten und nächtliche Einsamkeit?“

Er hatte ihre Frage nicht beachtet, vielleicht sogar vollkommen überhört. Renées blasses Gesicht war zu ihm emporgewandt, er sah hinter den allzu voll geschminkten Lippen die Zähne schimmern.

„Ich freue mich, Renée, daß ich Sie heut noch einmal sehe . . .“ Er wandte seinen Blick mit einer raschen Kopfbewegung von ihr ab. „Übermorgen werde ich reisen, Renée.“

Sie lächelte unentwegt und zeigte keinerlei Bestürzung, wie er es insgeheim gehofft hatte.

„Das tut mir sehr leid, mein Freund.“

„Ja, es ist sehr schade.“

„Aber nicht mehr abzuändern?“

„Nein, Renée . . .“

Renée sagte gleichmütig: „Auch ich werde ja nun bald reisen. Ich muß schon im nächsten Monat in Paris in der „Chat noir“ auftreten. Die Arbeit ruft, wie Sie sehen . . .“

Fehr schwieg. Dann ergriff er plötzlich Renées kleine warme Hand. „Wir werden uns in Paris wiedersehen, Renée . . .“

Sie lachte. „Versprechen, die man in einer empfindsamen Stunde gibt, gelten nichts, mein armer Freund!“

„Doch, Renée! Doch! In vierzehn Tagen werde ich in Paris sein!“

„Oh, Sie dürfen nicht vergessen, daß Ihre schöne Braut nicht sehr erfreut über Ihre Reise sein wird. Sie wird es Ihnen verbieten!“

„Ich werde kommen, Renée!“

„Wie kann ich Ihnen glauben?“

„Erwarten Sie mich!“

„Welches Pfand geben Sie mir für Ihr Versprechen?“

Fehr zauderte eine Sekunde und schloß die Augen. Da war ihm, als zöge Renée seine Hände ganz allmählich näher an ihre Brust. Sein Gesicht zuckte und ward plötzlich entstellt durch einen Ausdruck, der sowohl Lust als auch Schmerz bedeuten konnte. Er riß Renée in seine Arme, und als sie ihren Kopf mit einem leisen sehnsüchtigen Auflachen an seine Schulter sinken ließ, preßte er seinen Mund gierig in ihre Lippen.

*

Am übernächsten Tage reisten Erla und Fehr nach Berlin zurück. Als sie in Bellinzona kurzen Aufenthalt hatten, stand auf einem andern Gleise ein Zug, der aus dem Norden kam. Erla ahnte nicht, daß sich in diesem Zuge der Dieb des „Blue Star“ befand. Er hatte gerade seine Mittagsmahlzeit eingenommen und seinen vorletzten Hundertmarkschein gewechselt, um seinen Hunger zu stillen.

VII.

Juan Fernando Argentuela fuhr mitten in der Nacht jählings und mit einem dumpfen Schrei aus den Kissen empor. Seine zitternden Arme, auf denen er sich aufgerichtet hatte, vermochten die Last seines Oberkörpers nicht zu tragen. Er sank wieder zurück und sah sich mit schreckhaft geweiteten Augen in dem unbekannten Zimmer um, darin er lag. Das gütige Gesicht einer Frau, die eine weiße gekrauste Schwesternhaube trug, beugte sich besorgt über ihn. Argentuela starrte hilflos und ermattet von seinem schrecklichen Traum in ihre Augen.

„Wer sind Sie?“ fragte er furchtsam wie ein Kind.

„Ich bin Schwester Beatrix, Senjor Argentuela,“ antwortete sie ihm und sprach spanisch wie er. „Wie geht es Ihnen? Sie haben lange geschlafen. Fühlen Sie sich kräftiger?“

Argentuela machte mit den Augen das Zeichen einer matten Bejahung. Die Erregung, die er beim Erwachen verspürt hatte, verklang. Er stöhnte ein wenig. Mit behutsamen geübten Händen zupfte ihm die Schwester die Kissen zurecht und wischte ihm mit einem weichen kühlen Tuch den Schweiß ab, der auf seiner Stirn stand.

„Soll ich Herrn Oberst Holligan rufen, Senjor Argentuela?“ fragte sie währenddessen.

„Holligan ist hier?“

„Ja, er schläft nebenan.“

In dieser Nacht haben sie mit meinem Tod gerechnet, dachte Argentuela und starrte erschauernd in eine Ecke des Raumes, wo undurchdringliche drohende Schatten kauerten.

„Ja, Schwester, rufen Sie Oberst Holligan!“ bat er und dehnte seine Glieder, um zu fühlen, ob sie seinem Willen noch gehorchten und ob noch Leben in ihnen sei.

Schwester Beatrix nickte und ging mit unhörbaren Schritten hinaus.

Argentuela sah aus groß aufgeschlagenen Augen zu der weiß gekalkten Decke empor. Seine Gedanken krochen träge und widerwillig zu den Ereignissen in dem brennenden Hause zurück, die unabsehbar weit hinter ihm zu liegen schienen, obwohl ihre Schrecken noch in ihm widerhallten. Der sengende Rauchgeschmack lag noch immer auf seiner Zunge, und er spürte die mörderische Glut, die sein Schädeldach zu zersprengen drohte. Der knatternde Lärm der fernen Explosionen marterte noch seine Ohren.

Jetzt war ringsum tiefe Stille. In der Luft des Zimmers schwebte der leise süßliche Geruch von Äther oder Chloroform.

Argentuela schob sich in den Kissen empor und wandte den Kopf zur Tür, hinter der näherkommende Schritte laut wurden. Die Tür wurde geöffnet, und in ihrem Rahmen stand Holligan. Obwohl ihn die Schwester eben aus tiefem Schlaf geweckt hatte, war auf seinem Gesicht kein Zeichen der Schlaftrunkenheit wahrnehmbar. Sein schneeweißes Haar war wie immer, so auch jetzt peinlich genau gescheitelt und verriet nichts von der Nachtruhe. Während der Oberst eine Schnur seines seidenen Schlafanzuges, die sich gelöst hatte, über der Brust festknotete, trat er rasch an das Bett seines Freundes und beugte sich über ihn.

„Wie geht es, Juan? Haben Sie geschlafen?“

„Danke, Charles! Es ist besser. Das Fieber hat es diesmal böse gemeint.“

„Ja, aber der Anfall wird vorübergehen, behauptet der Arzt. — Ihr Herz hat uns große Sorge gemacht, Juan.“

Argentuela machte dem Obersten ein Zeichen, sich neben dem Bett niederzulassen und hob gleichzeitig die Hand von der Decke. Holligan ergriff sie und behielt sie in der seinen. Sie war heiß und feucht.

Schwester Beatrix warf noch einen Blick auf ihren Kranken und ging leise hinaus.

Argentuela atmete ruhig, und seine Atemzüge waren der einzige Laut in der vollkommenen Stille.

Nach einer Weile fragte er: „Es steht diesmal schlimm um mich, Charles?“

„Aber keineswegs!“ beeilte sich Holligan zu versichern, und seine Zuversicht war ein wenig zu laut. „Sie werden diesen Fieberanfall überstehen, wie Sie die andern überstanden haben.“

„Die Ärzte sagen es?“

„Ja, und mit Bestimmtheit.“

Argentuela schwieg und horchte auf das laute Hämmern seines Blutes.

Dann wandte er sich mit Anstrengung um, sah Holligan mit seinen verschwommenen Augen an, deren Pupillen eng zusammengezogen waren. Aus seiner Stimme klang eine überlegene ruhige Gewißheit. „Diesmal werde ich sterben, Charles!“

Holligan erschrak und konnte nicht verhindern, daß der Schreck auf seinem Gesicht erkennbar wurde. „Sie werden nicht sterben, Juan! In zwei oder drei Tagen sind Sie wieder springlebendig. Freilich werden Sie Chinin schlucken und sich mit dem Gebrause in den Ohren und den Schwindelgefühlen abfinden müssen; und wenn das Teufelszeug gar nicht mehr in den Magen hinunter will, wird man Ihnen ein paar Spritzen geben . . . Aber es wird vorübergehen, Juan.“

Argentuela bewegte leise den Kopf hin und her und verzichtete auf einen Widerspruch, als durchschaue er klar die mitleidige Lüge Holligans und achte ihre Gründe. Der Oberst blickte ihn besorgt an.

„Wo ist der Mann, der mich aus dem brennenden Hause getragen hat, Charles?“ fragte Argentuela plötzlich.

„Ich weiß es nicht, Juan. Er verschwand, ohne daß einer von uns ihn hätte fragen oder sich nach seinem Namen hätte erkundigen können.“

In Argentuelas Augen stand Verwunderung. „Er ist verschwunden, sagen Sie?“

„Ja. Ein Beamter der Feuerwehr kletterte ihm entgegen und holte Sie von seinem Rücken herunter. Sie waren bewußtlos. Wir trugen Sie auf das Dach und hatten große Sorge um Sie. Als uns endlich einfiel, Ihren Retter zu fragen, wo er Sie gefunden hatte, war er nicht mehr zu sehen.“

„Sie hätten ihn suchen sollen, Charles!“

„Ich hab es getan, und auch die Beamten suchten nach ihm, aber er war verschwunden.“ Holligan lächelte. „Wahrscheinlich wußte er nicht, wen er gerettet hat und verzichtet auf die Belohnung.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Lawine.

Skizze von Heinz Lorenz.

Schweigend stiegen sie hintereinander den Gebirgspfad hinauf, der Bauer und sein Knecht, die kräftigen Körper vornüber geneigt, — über zwei Stunden, seit sie den Gebirgshof verlassen hatten, schweigend! Der Knecht ging vor dem Bauern. Diesem war es recht, daß der finstere, vierschrötige Bursche vorausging. Wie eine Maschine stieg der, einen Schritt setzte er wie den anderen, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Der Bauer folgte wie angekuppelt an diese Maschine. — Manchmal hob er den Blick auf zu dem breiten Rücken des Knechtes. Dann trat jedesmal ein mürrischer Zug in sein Gesicht, oder auch Haß oder Grimm oder — eine dumpfe Angst!

Vor einem Steg, der über eine schmale Felsschlucht führte, aus der tief herauf das Donnern gezwängter Wasser quoll, blieb der Bauer stehen und sah zurück. Da drunten glänzten matt die Dächer seines Hofes, der am Rande aller Fruchtbarkeit lag. Der Knecht blieb ebenfalls stehen. Sie wandten sich einander zu, die Blicke aber gingen aneinander vorbei.

„'s ist Menschenpflicht. Sie ist Eure Magd. — Schnee ist stark gefallen die Nacht. Und heut riecht es in der Luft nach Föhn." Die Stimme des Knechtes war gleichmäßig wie sein Gang: Silbe hinter Silbe, unweigerlich und starr, kamen die Worte heraus. Er wandte sich wieder und schritt dem Steg zu. Ehe er den Fuß auf das erste Brett setzte, sagte er, ohne sich umzudrehen: „Sie muß Euch mehr wert sein als mir — die Magd!"

Der Bauer machte eine jähe Kopfbewegung, als wolle er aufbegehren. Aber an dem breiten Rücken vor ihm zerschellte seine Geste, und sein Mund blieb stumm. Als er dann dem Knecht über den Steg folgte, dachte er: „Wenn er dich jetzt hier hinabstürzte!" Und gleichzeitig fast: „Warum stürze ich ihn nicht hinab? — Einer von uns ist zuviel!"

Jenseits sah sich der Knecht um mit höhnischen Augen, als sein die gewalttätigen Gedanken des Bauern in sein Gehirn gedrungen. Dann riß er mit gewaltigem Schwung den Steigpickel über sich und zertrümmerte mit zwei, drei gewaltigen Hieben den Steg. Der Bauer erschrak bis ins Herz. Er wollte auffahren, aber der Knecht kam seinem Wort zuvor. „Der Mutigere, Kräftigere — der Gerechtere von uns kommt auch auf der anderen Seite wieder hinab."

„Ohne Seil?" — Das Wort entfuhr dem Bauern, obwohl er, der Herr, diese Eigenmächtigkeit seines Knechtes nicht hätte dulden dürfen.

„Sie hat ein Seil in der Hütte," versetzte der Knecht und stieg weiter.

Der Pfad hörte auf. Das Steigen wurde zum mühsamen Klettern über schräge Felswände, zwischen denen feuchter, schwerer Neuschnee lag, der bereits wieder schmolz. Wieder verging eine Stunde im Schweigen. Eine dumpfe, schwüle Luft drückte auf die Männer; sie trieb ihnen den Schweiß aus den Poren und ließ ihr Blut kochen. — Der Knecht blieb stehen und riß sein Hemd auf. Der Bauer sah ihm scheel von der Seite zu. Plötzlich sprang ihm die Frage aus dem Mund, die ihn den ganzen Weg bedrängt hatte: „Was hast du im Sinn?"

Der Knecht krempelte die Hemdärmel über die Ellbogen und wischte den Schweiß von Gesicht und Brust. Dann erst sah er den Bauern an. Er trat vor ihn und hob ihm sein finsteres, eckiges Gesicht dicht zu: „Kämpfen will ich mit Euch um sie!"

Beider Blicke hingen jetzt aneinander, voll eines offenen, tödlichen Hasses. — „Ich kämpfe nicht mit dir!" knirschte der Bauer.

„Ihr müßt!" Unverrückbar wie diese zwei Worte kamen jetzt alle anderen: „Sie und ich, wir kamen in Euer Haus als Magd und Knecht. Ich liebte sie lange vor Euch. Nie habe ich einen Menschen geliebt — nur sie. Sie war mir alles. Da habt Ihr sie genommen, habt sie in die Hütte getan da droben." Er deutete in eine Richtung, wo sich vor einer Schneewand ein kleiner, schwarzer Würfel abhob. „Das Vieh soll sie dort hüten. Ha! Wo ist hier Vieh? — Ich weiß es besser. Weil ich Euch im Wege bin, ist sie drunten im Hof. Drum kämpfen wir um sie. Dem Lebenden wird sie gehören. — Es kann gleich hier sein. Macht Euch fertig!" — Er warf Rock und Pickel in den Schnee und hielt dem Bauern die griffbereiten Hände hin. Der Bauer sah auf diese furchtbaren Hände, die wie Klammern an das trockene, stahlharte Geflecht der Arme angeschweißt waren — „Nun . . . !" Der Knecht ruckte die Hände an des Bauern Hals und schloß sie drosselnd zu Fäusten.

Da schnellte der Bauer mit einem Satz zurück. Wehr! das war die einzige Rettung. Er machte sich bereit und stürzte mit einem heiseren Laut auf den grobschlächtigen Burschen.

Sie rangen um ihr Leben. Aber da —!

In das Schleifen und Scharren ihrer Füße, in das Pfeifen ihres Atems, das Ächzen ihrer Kehlen und das Klatschen der Griffe prasselte jäh ein rollender Donner, der sie stocken ließ vor Entsetzen. Ein Krachen, Poltern, Brausen näherte sich. Ohne sich von einander zu lösen, starrten sie in die gleiche Richtung. Dort, wo die Hütte stand, lohte eine weiße Wolke, die rasch zusammensank. Die Hütte kam aus ihr nicht mehr zum Vorschein. Das Donnern erstarb in der Ferne. — Endlich löste sich die Erstarrung der Männer, und mit ihr lösten sich die Körper. Sie dachten nicht mehr an Kampf. Sie rissen Röcke und Stöcke an sich und hasteten vorwärts, hinauf, zum gemeinsamen Ziel, der von der Lawine verschütteten Hütte zu.

Nach einer Stunde kamen sie an. Die Lawine war über die Hütte hinweg gegangen, ohne an ihr zu zerschellen. So lag nur ein kleiner Schneeberg über ihr, kaum höher als die Hütte selbst.

„Die Hütte ist fest", sagte der Bauer, stieg auf den weißen Trümmerberg und begann mit dem Pickel die Schollen beiseite zu reißen. — „Sie wird gehalten haben," nickte der Knecht und stieg dem Bauern nach, um ihm zu helfen.

Sie legten das Dach frei und durchschlugen es. Kletterten durch das Gebälk und machten Licht in der Hütte. Mitten in der Kammer lag die Magd, ohnmächtig, aber unverletzt. Der jähe Luftdruck mußte sie niedergeworfen haben. Der Bauer wollte sie aufheben, aber der Knecht hielt ihn zurück.

„Ein Wort, eh' wir sie wecken! — Der Himmel hat unseren Kampf nicht gewollt. Er hat die Lawine geschickt. Nun soll sie selbst entscheiden, wen sie von uns zum Manne haben will. Ist's recht so?"

Der Bauer nickte. — Der Knecht beugte sich zu dem Mädchen, rieb ihm Schläfen und Gesicht mit Schnee und träufelte ihm Enzian zwischen die Lippen. Da kam sie zu sich. — Gemeinsam schafften die Männer sie ins Freie. Hier erst wurde ihr bewußt, was über sie hereingebrochen war. Angsthaft flatterten ihre Augen zwischen dem Bauern und dem Knecht hin und her. Plötzlich schlang sie die Arme um den Hals des Knechtes und brach in Schluchzen aus.

Der Knecht sah über ihren Kopf hinweg auf den Bauern. Dieser wandte sich zur Seite. Behutsam ließ der Knecht das Mädchen in den Schnee gleiten. Er trat vor den Bauern und sagte: „Es ist entschieden. Habt keine Angst! Ich helfe Euch, wie auch ihr den anderen Weg sicher hinab."

Es klang so zuversichtlich und felsenfest wie alles, was er gesagt hatte.

Die Versuchung des Portiers Kropfgans.

Skizze von Lisa Honroth-Loewe.

In der Pförtnerwohnung des Bureauhauses wohnte Herr Sebastian Kropfgans. Niemand konnte das Haus betreten, ohne von Kropfgans gesehen, gemustert zu werden. Er wies zurecht, untersagte in schnarrendem Kommandoton — kurz, es war eine Fülle von Macht, die von Kropfgans ausging.

Zu den Direktoren des Konzerns hatte Kropfgans seine besondere Einstellung. Da war der Generaldirektor — unerreichbar — nur durch devotesten Gruß und ein um Sekunden schnelleres Tempo beim Wagenöffnen war man ihm nahe. Der Zweite, schlank, nervös, angespanntester Arbeitsmensch, war gleichsam das bürgerliche Ideal Kropfgansens. So wäre auch er geworden, hätte das Geschick ihn auf den Direktionssessel statt in die Pförtnerloge gesetzt.

Aber wie jeder Mensch in sich verborgene Abgründe — unbürgerlich — trägt, so auch Kropfgans. Und darum galt seine zärtliche Liebe dem dritten, jüngsten Direktor, jenem, der mit leichtsinnig fröhlichem Gesicht jeden Morgen zu spät kam, eine Zigarette im Munde, eine für Kropfgans in der Hand, immer mit einem Scherz, nicht allzusehr der Arbeit geneigt, aber blitzschnell, wo es galt. Ihn also liebte Sebastian Kropfgans.

Eines Tages sagte der junge Direktor, schon in der Fahrstuhltür: „Übrigens, wenn nach Geschäftsschluß eine junge Dame nach mir fragt, bitte ohne Anmeldung direkt zu mir führen."

Sprach es und entschwand aufwärts im Fahrstuhl. Kropfgans blieb in dumpfer Verwunderung zurück. Noch nie, solange er Portier war, hatte ein weibliches Wesen es gewagt, undienstlich hier einzudringen. Und nun sollte er, Kropfgans, sozusagen dem Laster Einlaß gewähren.

Das Laster kam — in Gestalt eines kleinen blonden Mädchens mit geschminktem Puppengesichtchen, Röckchen

weit überm Knie der grauseidenen Beinchen; kam, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, sich nach Bureauschluß zum Direktor hinauffahren zu lassen. Kropfgans war empört und versuchte Obstruktion. Einige Tage hatte er plötzlich weit hinten im Korridor zu tun, wo man das Läuten nicht unbedingt zu hören brauchte. Aber am nächsten Tage sah er die kleine Dame den Fahrstuhl selbst mit einem funkelnagelneuen Schlüssel öffnen.

Plötzlich empfand Kropfgans etwas wie einen Schmerz, wie beginnenden Zahnschmerz, aber am Herzen, wenn man so sagen darf. Jedenfalls stand er von nun an schon kurz vor der Zeit am Fahrstuhl, und so schwebte er mit der kleinen Dame hinauf in einer Wolke von Flieder. Dieser Duft, der die Kleine umgab, war längst vergessene Erinnerung an heimatlichen Kleinstadtgarten mit dem weißen Fliederbusch zur Pfingstzeit. Wie hieß sie doch, jene Erste, richtig, Thilde war es gewesen; ihr Haar war ebenso blond wie das des kleinen Direktionsfräuleins. Kropfgans wurde ganz in seine Jugend zurückgelenkt. Und mit diesen Jugenderinnerungen schien eine zweite Jugend auch in ihm zu erwachen. Hatte er bisher seine rundliche Frau Alma durchaus genügend gefunden, hatte er in einer Ehe gelebt, die weniger von romantischen Gefühlen abhing als davon, ob die Schweinerippchen von Froböse besser oder schlechter waren, so gingen ihm auf einmal die Augen auf für all das Schlanke, Junge, was da wippend auf blonden Schuhen die Bureauhaustreppen heraufflitzte.

In der Folge hatte Sebastian Kropfgans dauernd irgend welche Rückfragen in den verschiedenen Etagen, in nächster Nähe jener Atmosphäre, die bisher seinen Gedanken verschlossen. Die meisten der kleinen Laufmädchen allerdings, eingedenk seiner ewig mürrischen Miene, huschten scheu an Kropfgans vorbei. Eine Kleine nur, Frida, ehrgeizig, schlau, sah Herrn Kropfgansens Blicke. Er schien ihr als Sprungbrett für weitere Ehrgeizziele brauchbar. So hatte sie denn bald für ihn ein zaghaft aufmunterndes Lächeln. Kropfgans verstand. Und als er einmal gegen Bureauschluß die Dame Frida auf dem Treppenabsatz traf, machte er den Fahrstuhl auf, sie heraufzufahren — gegen alle Dienstvorschrift und gegen eigene Grundsätze. Die wenigen Sekunden im Fahrstuhl genügten zur Verständigung. Schon an einem der nächsten Tage traf man sich in einer kleinen Likörstube, in der Frida offenbar ebenso gut Bescheid wußte, wie sie es verstand, Herrn Kropfgans mit verschiedenen Cherrybrandies und Kognaks Bescheid zu tun. Herr Kropfgans kam allmählich in eine wundersam verschwimmende Seligkeit. Er drückte die ihm zärtlich entgegenlächelnde Frida an sich und fühlte entschieden Reizvolleres, als er gewohnt war. Und so weiß man nicht, was aus Kropfgansens bürgerlicher Reputation im Laufe der Zeit geworden wäre, wären gleiche Dinge nicht zu verschiedenen Zeiten verschieden. Denn es kam die Heimkehr — unsicher und bei nicht klarem Bewußtsein —, es kam der nächste Tag. Der Kopf schmerzte, und war man gestern bereit gewesen, sich in ein Leben der Abenteuer zu stürzen, so erschien heute die Ruhe des Hauses wie ein seliges Eiland. Alles, was gestern rosig gewesen, erschien heute grau. Wie um Kropfgans zu ärgern, ging heute alles verkehrt. Unangemeldete Besucher machten Schwierigkeiten, Kropfgans mußte Trepp auf, Trepp ab laufen. Und zu allem übrigen erschien der junge Direktor mit einem Gesicht, einem Gesicht —! Ohne Gruß, ohne die übliche Zigarette ging er vorüber. Knapp an der Fahrstuhltür wandte der Verwandelte sich um und sagte: „Wenn die Dame wiederkommen sollte, ich bin nicht zu sprechen." — „Aber Herr Direktor", stammelte Kropfgans, alle Devotion vergessend, und in seiner Stimme lag soviel Entsetzen, daß der junge Direktor ihn anschaute. „Ja, mein guter alter Kropfgans", meinte er dann mit einem spöttischen Lächeln, „man soll nie den Weibern trauen", — und fuhr empor. Kropfgans stand da, sah ihm nach, die Welt war plötzlich verwandelt. Und in diesem unglückseligen Augenblick tauchte Frida auf, lächelnd, vertraulich an ihn herankommend. Da machte Kropfgans eine halb ungewollte Bewegung, die hübsche Frida flog ziemlich unsanft beiseite, Kropfgans, seinen Fahrstuhl öffnend, sagte, ganz im Ton des Vergötterten vorhin: „Ich bin nicht zu sprechen." Sagte es, und entschwebte aufwärts in die Regionen des Chefs.

In der Folge führte Herr Sebastian Kropfgans sein bürgerlich einwandfreies Leben weiter. Unerbittlich wachte er in der Portierloge. Als er die schnelle, hübsche Frida zum ersten Male wegen eines Verstoßes gegen die Hausordnung melden ging, war er glücklich — beinahe so glücklich, wie damals, als er in der Likördiele ihren schnellen, geschminkten Mund geküßt.



Bunte Chronik

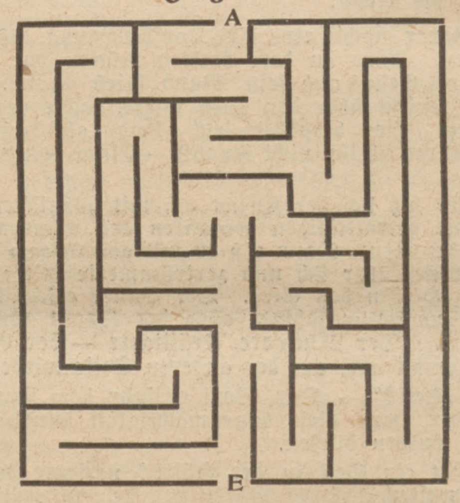


*** Unsinn ist Trumpf!** Den vielen verrückten „Welthöchstleistungen" auf den verschiedensten Gebieten, von denen wir immer wieder hören, hat Herr Eric Sunderland eine neue hinzugefügt. Dieser würdige Vertreter einer irre geleiteten sportlichen Betätigung hat es fertig gebracht, die über siebzig Kilometer lange Strecke von Geelong nach Melbourne — tanzend zurückzulegen. Zur Durchführung dieser „Leistung" benötigte der neue „Dauertanzweltmeister" elfeinhalb Stunden. Als Tanzbahn diente die beide Städte verbindende beschotterte Landstraße, die aber infolge vorausgegangener starker Regengüsse sehr schmutzig und aufgeweicht war, was die Durchführung des Unternehmens natürlich erschwerte. Als Tanzpartnerinnen dienten eine Anzahl junger Mädchen, die mit einander abwechselten, da keine von ihnen den Anstrengungen einer derartigen Dauertanzerei auch nur entfernt gewachsen war. Die Musik wurde von Grammophonen, die in Kraftwagen den Meistertänzer begleiteten, geliefert. — Höher geht's nimmer!

Rätsel-Ecke



Irrgarten.



Gehe bei E (Eingang) hinein, um (ohne in eine Sackgasse zu laufen oder an den alten Platz zu kommen) nach A (Ausgang) zu gelangen.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Viel versprechen, wenig — ‿,
Fremde Güter schlecht ver — ‿,
Gott und seinen Glauben — ‿,
Aber sich zum Gott auf — ‿,
Wahllos sein in seinen — ‿,
Stets nur lästern und be — ‿,
Wenig schaffen, Phrasen — ‿,
Vielleicht „nein" mit „dein" ver — ‿;
Großer Aufwand, frecher —,
Und — schon fertig ist der —!

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 122.

Leiter-Rätsel:

1) Rienzi, 2) Oxhoft, 3) Dorset, 4) Oederan, 5) Kelten, 6) Ismene.

Die senkrechten Reihen ergeben:

Arnold Böcklin. Die Toteninsel.

*

Ausschalt-Rätsel:

Annweiler, Barmen, Wien, Limbach, Berlin, Kiel, Hamburg, Andernach, Ems.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.